



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jrrthümer des Herrn von Voltaire

Nonnotte, Claude François

Frankfurt ; Leipzig, 1769

VD18 90366778

XXV Hauptst. Von den Sitten und dem Geiste der Geistlichkeit.

urn:nbn:de:hbz:466:1-39116

XXV Hauptstück.

Von den Sitten und dem Geiste
der Geistlichkeit.

Es ist kein so abscheuliches, kein so verhaßtes Verbrechen, dessen die Geistlichkeit sich nicht schuldig gemacht habe. Es ist keine so ausschweifende und so verderbliche Schwärmerey, von der die Geistlichkeit nicht beseelet worden sey. Keine Leute sind so verächtlich, und so unnütz, als jene, aus denen diese zahlreiche Gesellschaft besteht. Dies ist das Urtheil, so Voltaire über die Kleriker fället. Alles, was die Galle, die Lästung, die Lüge, die Verleumdung, und die Raserey gebähren kann, das wirft er den Priestern über den Hals. Dieser bloße Namen ist der große Gegenstand seiner Verachtung, und seines Hasses. Dieses ist es, was in seinen Liedern am Meisten erschallet, was er in seiner Geschichte immer und immer wiederholet, was zum Deckersten den Gegenstand seiner philosophischen Betrachtungen ausmacht. Daß er dergestalt mit der Geistlichkeit verfähret, darüber braucht man sich nicht zu verwundern. Die Geistlichkeit lehret,
rächet,

rähet, und stüzet die Religion: folglich muß sie wohl bey allen Feinden der Religion in dem allerhöchsten Grade verhaßt seyn.

Die Klerisey hat die Religion in alle Weltgegenden, wo sie bekant ist, eingeführet; und sie mit ihrem Blute befestiget und versiegelt. Wenige Städte waren im römischen Reiche, die nicht jene ermorden sahen, von welchen sie mit dem Lichte des Evangeliums waren bestrahlet worden. In den ersten dreyen Jahrhunderten der Kirche starben über fünfzig Päpste, um des Glaubens willen, in den Tormenten. Priester sind es, die in diesen zweyen letzten Jahrhunderten die unermessenen Landschaften in Amerika und Indien mit ihrem Schweisse und Blute befeuchtet haben, um das Christenthum allda einzuführen. Geschieht es wegen diesen evangelischen Arbeiten, daß Voltaire mit einer so hartnäckigen Raserey wider die Klerisey losbricht?

Die Klerisey hat in den Jahrhunderten der Barbarey und Unwissenheit, die köstlichen Ueberbleibsel des Lichtes bewahret: durch dessen Hülfe die Känntnisse und Wissenschaften wieder lebend geworden. Den Priestern

und Mönchen hat man schier alles zu danken, was man noch in den Gesäzen, in der Geschichte, in der Dichtkunst, in der Beredsamkeit, an Denkmälern des Alterthumes besizet: weil sie allein diejenigen waren, die, wenigstens nach der Fähigkeit der damaligen Zeiten, schreiben und unterweisen konnten.

Die Klerisey hat allezeit dem dummen und unwissenden Volke in allem dem, so die Sitten, den Glauben, die Pflichten des Christenthums betrifft, Unterricht gegeben. Die Klerisey hat allemal den Ketzereystiftern, und ihren Anhängern die Spitze gebothen. Der Klerisey hat man so viele wundersame Werke zu danken, die, da sie die Wahrheit, die Heiligkeit, die Götlichkeit der Religion auf eine unumstößliche Art erweisen, ihre Ehre und ihren Triumph vollkommen machen; Werke, die die falsche Weisheit unsrer Philosophen entlarven, ihre Unwissenheit entdecken, ihre Verleumdungen beschämen, sie der Verachtung, die ihre schändliche Irrthümer, und ihre falsche Bosheiten verdienen, bloß stellen; und denen diese stolze und einbildische Köpfe sich nicht unterstehen dürfen, eine Antwort entgegen zu setzen.

Solche

Solche Dienste leistet die Klerisey. Hieraus kann man von dem Geiste der Klerisey urtheilen.

Unsre Philosophen sagen, unter dieser Klerisey gäbe es Leute, die, von den Gütern des Staates gemästet, sich blos durch ihre Unnützlichkeit, durch ihr hochmüthiges und wohlüstiges Leben, und durch ihren Müßiggang merkwürdig machen.

Ich kann diesen sauern Tadlern sogleich antworten, daß der Staat von ihnen ihre Einsichten nicht fodere, und ihnen wegen ihres Eifers keinen Dank wisse. Man weiß wohl, daß ihr Eifer blos ihren Widerwillen gegen die Diener der Religion zum Grunde hat.

Allein ich frage sie: Ist wohl eine menschliche Gesellschaft, deren Glieder insgesamt alle Schuldigkeiten erfüllen, und sich mit allen Eigenschaften, die man von ihnen erfordert, darstellen? Haben alle die, deren Amt ist, die Völker zu richten, jene Wissenschaft, jene Einsichten, jene Unsträflichkeit des Lebens, jene beständige Nüchternheit, jene Standhaftigkeit, die zur Bildung großer Oberkeiten erfordert werden? Haben alle
Krieges-

Kriegesleute jene Tapferkeit, jene edle Gesinnungen, jene herzhafte Aufopferung für den Fürsten und das Vaterland, die diesen Stand so glänzend, und bey einer Nation so beliebt machen? Findt man bey allen Rentmeistern die Gelassenheit, die Leutseligkeit, und Sittsamkeit, die eine Eigenschaft der Einnehmer seyn müßten?

Ich läugne nicht, daß es in dem geistlichen Stande nicht Leute gebe, deren Lebenswandel nicht unsträflich ist. Der Weise, der vernünftige Philosoph verwundert sich nicht darüber. Ja das Gegentheil würde ihn in Erstaunen setzen. Dennoch kann man sagen, daß man heute zu Tage überhaupt in der Klerisey solchen Wohlstand, solche Tugend, solche Einsichten finde, die das Priesterthum bey allen denen, so von dem philosophischen Geiste dieser Zeit nicht angestecket sind, ehrwürdig machen; daß man in allen den verschiedenen Stufen des priesterlichen Standes Männer sehen werde, die wegen der Reinigkeit ihres Eifers, ihrer Uneigennützigkeit, ihrer Christenliebe, und ihres Edelmuthes ein Erstaunen verdienen; daß die Fehler einiger einzelnen Personen, bloß denselben zur Last liegen müssen; daß es eine lästerliche

liche Ungerechtigkeit sey, wegen der Unnützlichkeit, der Fehler, und des Müßigganges einiger Glieder, alle seine Kräfte so halbschärriger Weise anzustrengen, um dem ganzen Leibe der Klerisey seinen guten Namen und seine Ehre zu rauben. Uebrigens weiß man wohl, daß ihr ganzes Laster in der Streitsache, die sie vertheidigen und rächen, bestehe: und man suchet sie bloß deswegen verhaßt oder verächtlich zu machen, damit man zu demjenigen, welches der Wunsch aller Gottlosen ist, nämlich zur Vernichtung der Religion, desto glücklicher und bäßser gelange.

Gleichwie Hannibal vormals sich in seiner ersten Jugend durch ein Gelübd zu einem unversöhnlichen Hasse wider die Römer verbunden: also hat Voltaire von seinen ersten Jahren her ein Gelübd gethan, die Altarsdiener unversöhnlich zu hassen. Seine erste Gesänge in seiner Jugend waren ein rasendes Geschrey wider dieselben. Urtheilet davon aus Oedipen, und dem Gedichte von der Ligue. In den traurigen Tagen seines matten Alterthums ist seine Galle noch ärger vergiftet: und er könnte wohl nach den Stößen, die er ihnen zu versetzen sich bemühet hat, die Jahre
seines

feines langen und verderblichen Laufes berechnen.

Wir haben bereits im ersten Theile, 24ten Hauptstücke, die gräßlichen Verleumdungen wegen den übertriebenen Ausschweifungen der Priester, widerleget. Laßt uns hier sehen, wie er sie als blutigierige Schwärmer verleumdet. Gleich anfänglich sind es die Priester, denen er alle Gräuel des Bartholomäustages aufbürdet.

Doch, wird die Nachwelt dies wohl glauben können? nein!

Euch selber wird es ja kaum glaubenswürdig seyn.

Es wurde diese Schaar der wilden Menschenwürger

Selbst durch die Priesterschaft zum Morden frommer Bürger

Verwägerner gemacht. Man rief den Schöpfer an;

Und meynte, Morden sey ein gutes Werk gethan.

* *
*

* *
*

* *
*

Ja, ja, mein Auge selbst hat die Franzosen sehn

Durch ihrer Brüder Hand entleibt zu Grabe gehn.

Du

Du führtest ihren Arm, geweihter Priester-
orden!

Coligny ist durch dich allein ermordet
worden (g).

Sehet, was die Verleumdung saget, um
den Altardienern den Fluch zuwege zu bring-
en; und sehet hier auch, was die Wahrheit
saget, um den Verleumder schamroth zu
machen.

Der blütige und erschreckliche Auftritt des
Bartholomäustages ward von weltlichen
Herren angerathen, und von einem gall-
süchtigen Könige zu bewerkstelligen befohlen.
Einige Bischöfe wurden von einer so kühnen
Liebe gerühret, daß sie die Vollziehung in
ihrem Kirchengebieth hinderten; und sich
als Vertheidiger dieser armen Hugonotten,
die sie beständig als ihre Schafe ansahen,
darstellten. Man sah an vielen Orten
Priester, welche Hugonotten zu sich nahmen,
und der Wuth der Mörder entzogen. Kein
Jahrbuch selbiger Zeit hat irgend einen
Priester namhaft gemacht, der sich bey dem
Blutbade des Admirals eingefunden habe.
Das hilft aber nichts. Das Priestertum
ist

(g) Henriade Chant. 2 & 4.

ist bey Voltairen so verhasset, daß er ihm diese gräuliche Verleumdungen aufladen muß.

Ich muß meine Leser erinnern, daß er die Anzahl der ermordeten Hugonotten in seiner Geschichte auf sechszigtausend; in dem Verzeichnisse der Thaten aber, woraus die Hensriade besteht, auf hunderttausend hinauf steigen lasse; die genauesten Geschichtschreiber aber deren nicht mehr als zwanzigtausend zählen.

Von diesen unsinnigen Tollheiten der französischen Klerisey kömmt er auf das Loben der römischen Kirche. Höret, wie er es schildert. Die in einer Person vorgebildete Schwärmerey redet durch den Mund des Dichters folgendergestalt:

Dem Capitolium schrie sie den Heyden
zu:

Zerschlagt, vertreibt, zerreißt die Christen
ohne Ruh.

Als Rom das Christenthum nun endlich
angenommen,

Sat sie fürs Capitol die Kirche einbes
kommen.

Sie blies den Christen Wuth und tolles
Rasen ein;

Daß sie, statt Märtyrer, Verfolger wollten
seyen.

In

In Londen ward durch sie die wilde Rott'
 erwecket,
 So wider ihren Herrn das Mordschwert
 ausgestreckt.
 Madrit und Lisabon! was diese aufge-
 bracht,
 Wißt ihr nur gar zu wohl. Sie hat die
 Blut erdacht,
 Zu der die Priesterschaft die armen Juden
 führet,
 Die kein Bewegungsgrund zum Christen-
 thume rühret.
 Die Blut wird allemal, so oft ein Jahr
 verläuft,
 Nicht ohne große Pracht mit Opfern an-
 gehäuft.
 So oft die Schwärmeren in fremder Tracht
 erschienen,
 Sat ihr der Priesterschmuck zum Mantel
 müssen dienen (h).

Man sieht hieraus, daß uns Voltaires
 entzückende Verse folgende Stücke berichten:
 daß die gräßliche Schwärmeren, die in Rom
 allein ein Blutbad von mehr als einer Mill-
 ion Christen angerichtet hat, von der Zeit
 an, da Rom an den Sohn Gottes geglaubet,
 ein Erbtheil selbst der Christen geworden:
 daß die Grimmigkeit der heydnischen Kaiser,

D

und

(h) Henriade Chant 5.

und ihrer Trabanten, völlig in die Seele der römischen Päpste und ihrer Priester gefahren: daß die geheiligten Zierrathe der Altardiener der Mantel sey, in welchen die Schwärmerey sich allemal einwickelt; und daß man so viele mit den, der Schwärmerey eigenen Kleidern, bedeckte Menschen sehe, als man Priester sieht. Das ist der Vortheil, den die Welt von dem Christenthume bekommen hat. Dasselbe ist folglich eben so abscheulich, der Gesellschaft und der wahren Religion eben so nachtheilig, als das Heidenthum jemals gewesen. Ja es ist es noch weit mehr: denn das christlich gewordene Rom ist, nach demselbigen Voltaire, noch abscheulicher, lasterhafter, und verhafter geworden, als es zuvor gewesen, da es die falschen Gottheiten anbethete.

Von dieser Zeit wuchs Rom an Macht und
Eitelkeiten,
Und lies sich immerfort von bösen Râthen
leiten.
Verrath, Vergiftung, Mord, und anderer
Laster Macht
Hat seines Reiches Bau auf festen Sus ge-
bracht.
Das Zeiligthum war es, wo nebst der
Bluteschande
Der Ehbruch Sicherheit selbst bey den
Päpsten fande. Rom

Rom von den geistlichen Tyrannen so
geplagt,

Sat über den Verlust des Götzendiensts
geklagt.

Wenn ein rasender Schriftsteller mit ein-
er Macht dergestalt zu Verfahren sich unter-
stünde, so würde ihm nirgend eine Freyheit,
noch ein Zufluchtsort gestattet werden. Die
ganze Gesellschaft würde mit vereinbarten
Kräften auf die Ahndung eines so verhassten
Bubenstückes andringen. Nun wird die
Kirche des Herrn Jesus, die Mutter aller
Kirchen und aller Christen, von einem in
ihrem Schoosse erzogenen Sohne so gelästert;
die Statthalter Jesu Christi werden als ge-
heiligte Tyrannen, als Blutschänder
und Ehebrecher ausgeschrieen: und die
christliche Gesellschaft stürmet auf den ver-
wägungen Schriftsteller nicht los! man fällt
ihm bey, und klatschet mit den Händen! und
er macht sich noch gros dabey! Hier möchte
man mit dem Propheten sagen: Steh auf,
o Herr! vertheidige deine Sache selbst.
Bedenke an die Schmach, welche dir
ein Bösewicht unaufhörlich zufüget (i).

Q 2

Man

(i) Pf. 73.

Man bemerke, daß der, welcher auf diesen Schlag von der Religion und der Kirche redet, eben derjenige sey, der in seinem Briefe an die Brüder Kramer, seine Buchdrucker, bezeuget: daß er eine tiefe Ehrerbiethigkeit gegen die Religion habe, in welcher er er geboren ist, wie auch gegen jene, die derselben vorstehen; und er glaube nicht, daß in einem seiner Werke ein einziges Wort sey, so mit diesen Gedanken nicht übereinstimme. Nach diesem urtheile man von Voltairen, und ermesse seine entsetzliche Bosheit.

Niemals hat irgendwo ein Thron gestanden, auf dem man so viele große Männer hat sitzen, und so oft die wunderbaresten und erhabensten Tugenden hat glänzen sehen, als auf dem Throne der römischen Päpste. Von der großen Anzahl Päpste, die man vom h. Peter an zählet, haben beynahе vierzig ihr Blut für die Religion vergossen; über sechszig andere hat man auf die Altäre gesetzt. Beynähе zehn Jahrhunderte durch, sind kaum einige leichte Wolken entstanden, welche die Tugenden und Heiligkeit, so diesen Stuhl immer berühmt gemacht, verdunkelt haben.

Im

Im zehnten Jahrhunderte, da ganz Europa in Verwirrung war, gewannen zweifürchterliche Fürstinnen die Oberhand in Rom; schalteten und walteten mit dem päpstlichen Throne nach Belieben; setzten ihre Kinder, ihre Freunde, und zuweilen gar ihre Buhler darauf. Allein diese Zeiten der Aergernisse und Unordnungen waren von keiner langen Dauer; und der päpstliche Stuhl kam bald wieder zu seinem vorigen Glanze. Die Unordnungen Alexander des VI stellen hernach ein einziges Beyspiel dar. Ungeachtet der eigennütigen Zwistigkeiten, die man von Zeit zu Zeit unter den Fürsten und Päpsten gesehen, haben diesen Stuhl allemal Männer bekleidet, die entweder in Ansehung ihrer Natursgaben, oder ihrer Weisheit, oder ihrer Tugenden, sich der höchsten Ehrfurcht und Verehrung der christlichen Welt würdig gemacht haben. Welch ein Unterscheid zwischen diesem Gemälde, das die ungekünstelte Wahrheit uns darstellt, und jenem, das die boshafte Verleumdung in obigen Versen entworfen!

Diesen offenbaren Angriffen des Priestertums setzet Voltaire andere hinzu: welche, ob sie gleich verdeckt sind, nicht weniger Haß und Bosheit anzeigen.

Einer von seinen Hauptstücken auf die Kleisen, war das Trauerspiel Odis. Man sieht hierin einen jungen Poeten, der weder Vernunft, noch Wahrscheinlichkeit, noch Wahrheit erkennet; und der, von einer höllischen Begeisterung dahin gerissen, die boshaftesten Gräuel wider die Diener der Altäre in prächtigen Versen darstellt. Die heydnischen Priester kommen in diesem Stücke nur als auftretende Personen vor: die Priester der christlichen Religion sind es, die man treffen will. Die Ausdrücke sind klar und auserlesen; die Anwendung davon ist nothwendig und unvermeidlich. Höret ihn einmal in der 3ten Abhandlung, im 5ten Auftritte. Philoktet redet zu Oedipen:

Sier aber muß die Furcht vor einem Pfaffen
steigen,

Je ehrenwürdiger sich seine Blicke zeigen.

Ein hoher Priester setzt oft Fürsten in
Gefahr;

Warum? er trogt dabey, sein Götterspruch
sey wahr.

Ein Volk, ein blindes Volk, von Lifer
ganz beseelet,

Das seiner Bande Last zu einem Götzen
wählet,

Und

Und die Gefäße schmäht: vermeynt, der
Hochverrath

Gefalle seinem Gott, als eine fromme
That;

Besonders wenn der Tug, woher die
Srechheit stammet,

Die lasterhafte Glut noch mehr und mehr
entflammet.

Von allem dem, so der Poet hier absingen
läßt, konnte sich nichts auf das thebanische
Volk, nichts auf den hohen Priester der
Thebaner schicken.

Das thebanische Volk ist voll Ehrfurcht,
voll Eifer und Liebe gegen seine Landsfürste
en; es ist bereit, sein Leben für sie aufzu
opfern; und es spricht von nichts, als von
der Liebe seiner Fürsten gegen die Unter
thanen, wie man in dem 1ten Auftritte der
2ten Abhandlung, und in dem 4ten Auf
tritte der 3ten Abhandlung sieht. Mit hin
ließ es wider die Vernunft, dieses Volk als
hartnäckig in seinem blinden Eifer, als
einen schwachsinnigen Unbether seiner
ehrwürdigen Bande, als ein Volk, das
die heiligsten Gefäße aus Andacht mit
Süßen tritt, und den Hochverrath als
ein gottgefälliges Werk ansieht, vor

zustellen. Der Poet hat also seine Augen auf ein anders Volk gerichtet, und dies ist das christliche Volk.

Nichts von allem dem, so in eben diesen Versen gesaget wird, konnte den hohen Priestern der Thebaner zukommen. Die Klage, die Philoktet wider sie führet, daß sie den Fürsten oft gefährlich und schreckbar seyn, war ohne Grund und ohne Beyspiel. Nie war es den hohen Priestern der Heyden in den Sinn gekommen, die Fürsten aus dem Lande zu jagen: ihre Macht war nicht so gros, noch so ansehnlich, daß sie verderbliche Eindrücke hätten machen können. Man erlaubte ihnen, sich mit dem Volke zu beschäftigen; in dem Rathe der Könige aber ward an sie nicht einmal gedacht. Also spüret man in diesem Stücke weder Vernunft, noch Wahrheit: nur falsche Bosheiten findt man darinnen.

Eben diese Sache ist vom Sophokles, von Corneillen, und von andern abgehandelt worden. Allein sie haben den Wohlstand beobachtet; sie sind, was die Ehrfurcht gegen die Religion betrifft, nicht aus dem Gleise getreten. Man sieht bey ihnen keine
Spur

Spur von diesen verfluchten Gesinnungen.
Voltaire denkt nicht, wie dieselben.

Nicht mehr ist der Poet zu entschuldigen,
wann er der Jokaste, da sie von dem hohen
Priester redet, folgende Worte in den
Mund leget:

Kann denn dies Instrument der Götter
gar nicht fehlen?

Geheiligt ist ihr Amt, so sie mit Gott
verbindt:

Doch denke man dabey, daß sie nur
Menschen sind.

Die Priester sind nicht das, was sie dem
Pöbel scheinen:

Sie wissen das allein, was wir von
ihnen meynen.

Ein Komödiant sagte einstens in einer vor-
nehmen Gesellschaft: so oft diese Verse auf der
Schaubühne ausgesprochen würden, habe er
allemaal die Anwendung davon, welche die
Zuhörer zugleich machten, gemerket. Sonders
er Zweifel hat der Poet sie gleichfalls gemerket,
und dabey in die Faust gelachet.

Als man Voltairen die Bosheit dieser
Gedanken vor Augen gestellet, hat er ge-
antwortet: er legete dieselben nur auf heid-
nische Zungen. Er hat, seiner Gewohn-

heit nach, seine tiefe Ehrfurcht gegen die Religion bezeuget; er hat seine Stimme wider seine unwissende und blinde Verleumder erhoben. Allein Herr Bayle soll ihm die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigungen, und seiner Gründe zeigen.

„ Es giebt keine Leute, sagt dieser Schriftsteller, die sich in gottlosen und freydenkerischen Grundsätzen weiter auslassen können, als diejenigen, so theatralische Stücke verfassen. Denn, will man ihnen gewisse Freyheiten, die sie sich anmaßen, zum Laster ausdeuten, so können sie antworten: daß sie ruglosen, oder mit ihrem Schicksale unzufriedenen Personen bloß die Reden lehnen, die die Wahrscheinlichkeit erfordert. Es ist zwar gewiß, daß man alle in einem Trauerspiele vorkommende Gedanken dem Verfasser nicht ohne Ungerechtigkeit aufmessen könne: allein es giebt Nachahmungen, die da entdecken, was man ihm auf seine Rechnung zu schreiben habe. Und was man immer zur Begünstigung des Poeten anführet, so kann man gewissen Stücken die Schaubühne billiger Weise verschließen; der Verfasser mag seine Gedanken darauf offenbaren, oder nicht. „

Wenn

Wenn man sich nach diesen so wahren und so vernünftigen Betrachtungen Bayles richten sollte: wie vielen Stücken Voltaires würde alsdann nicht das Theater verschlossen seyn?

Mit demselbigen Geiste der Bosheit schreibt er, wo er von der Religion in China redet, allen Aberglauben des chinesischen Pöbels den Bonzen zu (k). Wie kömmt es, fraget Confucius, daß mehr Laster bey dem unwissenden Pöbel, als bey den Gelehrten regieren? Daher, weil das Volk von den Bonzen beherrschet wird.

Was Voltaire an dieser Stelle sagt, das ist bloß eine verblümte Rede. Der lasterhafte Pöbel ist das christliche Volk. Die Gelehrten sind unsre Philosophen. Das Beherrschen der Bonzen ist das Kirchenregiment. Nur Schade, daß dieser schöne Zug nichts anders enthält, als Hochmuth, Irrthum, und Verleumdung. Hochmuth, weil sich unsre Philosophen dem menschlichen Geschlechte als Beyspiele vorstellen. Welche Muster der Tugenden! Irrthum, indem
man

(k) Hist. gen. C. 2.

man in dem abscheulichen und ungestalteten
Flickwerke der Geschichte von China alle
Ueberbleibsel vom Confucius; und nichts
von demjenigen, so Voltaire hier saget, an-
trifft. Verleumdung, als welche sich in
der natürlichen Anwendung findet, die sich
dem Verstande des Lesers darstelllet. Man
urtheile nun von der Wahrheit und Gewiß-
heit der Sachen, die Voltaire wider die
Geistlichkeit austreuet.

—————

XXVI Hauptstück.

Von der französischen Nation.

Dieses Hauptstück scheint mit dem Haupt-
zwecke, den wir uns vorgesezet haben, in
keiner Verbindung zu stehen: aber die Liebe
zum Vaterlande ist so natürlich und so an-
müthig, daß ich es meine Pflicht zu seyn er-
achtet habe, etwas zur Gunst meiner so oft
mishandelten Nation zu sagen. Der Herr
von Voltaire vermeynet (1), die Liebe
zum Vaterlande sey blos ein aus Eige-
enliebe

(1) Mélang. C. 2.